

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 66 (2004)
Heft: 4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

Feldmann, Markus: *Tagebuch 1923–1958*. Bearbeitet von Peter Moser. Basel: Krebs, 2001–2002 (Quellen zur Schweizer Geschichte, Neue Folge, 3. Abteilung, Briefe und Denkwürdigkeiten, Bd. 13). 6 Bde.

Es ist eher selten, dass ein Tagebuch bereits Reaktionen provoziert, bevor es überhaupt veröffentlicht ist. Genau das ist beim Feldmann-Tagebuch der Fall. Als Bundesrat Max Petitpierre 1961 von seiner Existenz erfuhr, verfasste er vorsorglich ein «Memorandum» zur nachträglichen Rechtfertigung seiner eigenen Positionen in der Neutralitätspolitik, dem Bereich, in dem er im Bundesrat mit Markus Feldmann harte Auseinandersetzungen austrug.

Auch andere waren alarmiert, und zwar im Zusammenhang mit der Nichtwahl Feldmanns in den Bundesrat als Nachfolger Rudolf Mingers am 10. Dezember 1940. Zwei Nationalräte der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB) hatten schon am 18. September 1945 nach einer Diskussion in der Fraktion bei der Bundesanwaltschaft protestiert, bei der Wahl Eduard von Steigers (und der Nichtwahl Feldmanns) hätte die deutsche Gesandtschaft ihre Finger im Spiel gehabt. 1945 begann – nach Beseitigung der aussenpolitischen Gefahr – die Zeit der Abrechnung mit tatsächlichen und vermeintlichen Anpassern an die grossdeutsche Ideologie. Feldmann erhielt durch den Bundesanwalt umgehend Kenntnis von dieser rechtfertigenden Stellungnahme der BGB-Fraktion und bezeichnete sie im Tagebucheintrag vom 15. Dezember 1945 als «Geschichtsfälschung». Davon erhielt alt Nationalrat Reichling 1969 Kenntnis, als Rudolf Maurer, der erste Biograf Feldmanns, den Aufsatz «Die Doppelersatzwahl in den Bundesrat Ende 1940» publizierte. Nach einem heftigen Briefwechsel mit Maurer verlangte Reichling Einblick ins Tagebuch – das nach dem Tod Feldmanns von den Erben im Bundesarchiv deponiert worden war –, um sich und die BGB gegen den Vorwurf der Geschichtsfälscherei verteidigen zu können, was ihm Hans Feldmann, der Sohn des Bundesrates, verweigerte. Das hatte eine doppelte Folge: Erstens eine von 1969 bis 1972 dauernde intensive Diskussion in der BGB über die «historische Wahrheit», konkret über die Haltung der BGB bei der Wahl von Steigers. Zweitens eine 1973 vom Bundesarchivar verfügte Zugangssperre zum Tagebuch. Dies führte dazu, dass der zweite Teil der Feldmann-Biografie bis heute nicht geschrieben wurde. Hans Feldmann musste das Bundesgericht anrufen, das ihm gegen Bundesarchiv, Bundeskanzlei und Bundesrat nach Jahren wieder die fast uneingeschränkte Verfügung über sein Eigentum verschaffte und die Publikation des Tagebuchs ermöglichte. Diese spannend-groteske Publikationsgeschichte wird in der Einleitung zu Band 6 (S. 50–63) dargelegt.

Was bietet nun die Lektüre des Tagebuchs den historisch Interessierten? Zunächst fordert sie ihm viel Geduld ab. Denn das Tagebuch ist nicht einfach das, was wir uns gemeinhin darunter vorstellen: Rechenschaftsablage über das Tagewerk, rückschauende Betrachtung des eigenen Tuns und Beobachtung und Reflexion der Zeitereignisse. Feldmanns Tagebuch, das in gedruckter Form ohne Einleitung und Register rund 3300 Seiten zählt, ist heterogen zusammengesetzt: Es umfasst Hefte, Tausende von Karteikarten, A4-Blätter, Überarbeitungen nach ursprünglichen Tagebuch-Notizen, die Feldmann als «persönliche Erinnerungen» bezeichnete, und vieles mehr. Das Tagebuch war vor allem ein Arbeitsinstrument. Während des

Krieges, als Feldmann Chefredaktor der «Neuen Berner Zeitung» war und das Auslandressort betreute, notierte er täglich mehrmals die einlaufenden Agenturmeldungen von den verschiedenen Kriegsschauplätzen. Diese Notizen verarbeitete er dann zu wöchentlichen Lageberichten. Hier mag die Frage erlaubt sein, ob es wirklich viel bringt, diese sich über die ganzen Kriegsjahre erstreckenden, minutiösen Aufzeichnungen über Kriegsereignisse und Frontbewegungen in extenso wiederzugeben. Sie sind heute ohne dokumentarischen Wert – im Gegensatz zu den Wochenberichten in der «Neuen Berner Zeitung», die von Gehalt und Qualität her ohne Weiteres mit den Texten Herbert Lüthys vergleichbar sind.

Weiter ist das Tagebuch Zeuge und Instrument von Feldmanns Arbeitsorganisation und -disziplin. Er bezeichnete die einzelnen Felder seiner Tätigkeit immer mit «Abschnitt». Er formulierte Monatsziele, listete Rückstände auf, notierte deren Abarbeitung und formulierte das tägliche Arbeitspensum.

Viel bietet das Tagebuch zur Geschichte der BGB. Es gibt Einblick in das mühsame Werden einer jungen Partei, die ihr Profil und ihre programmatiche Ausrichtung nicht ohne Schwierigkeiten und nur mit Rückschlägen fand. Feldmann war 1921/22 kurze Zeit Parteisekretär der stadtbernerischen Bürgerpartei und erlebte hier hautnah die Reibungsflächen zwischen den städtischen Konservativen und den bürgerlichen «Revolutionären» Rudolf Mingers. Von Steiger stand als Stadtberner Parteipräsident zwischen den Fronten und handelte sich bei Feldmann sofort den Ruf eines charakterlosen Opportunisten ein. Nach zwei verlorenen Stadtratswahlen (1923 und 1925) mied Feldmann den städtischen Fechtboden, baute seine Stellung als Redaktor aus und errang ab 1930 eine starke Position als Sekretär der BGB-Fraktion der Bundesversammlung und ab 1933 als Mitglied des leitenden Ausschusses der kantonalbernerischen BGB. Aus dieser Position zog er 1935 in den Nationalrat ein.

Auf dem Feld der Aussenpolitik fühlte sich Feldmann am wohlsten. Seine Erfahrungen holte er sich als aussenpolitischer Redaktor der «Neuen Berner Zeitung» und in seinem Kampf gegen die nationalsozialistischen Versuche, die Schweizer Presse gleichzuschalten. Dieser wesentliche Teil von Feldmanns Lebenswerk ist heute bereits gut bekannt durch die Darstellung Rudolf Maurers, der das Tagebuch in dieser Hinsicht ausgewertet hat. Dieser Kampf prägte Feldmanns aussenpolitische Konzeptionen. Für ihn war die Schweiz die auserwählte Nation; Staat, Armee und Neutralität waren die zentralen Orientierungspunkte. Die Neutralität verstand er als Wert an sich, als Ausdruck ursprünglicher Schweizer Tugend, die er den Ambitionen aller Grossmächte gegenüberstellte. Er misstraute der Sowjetunion gleich wie dem Dritten Reich und den USA. Kein Wunder, dass Feldmann im Bundesrat mit Max Petitpierre zusammenstieß, für den die Neutralität ein Instrument der Aussenpolitik war, das auch die Verpflichtung zur Solidarität mit sich brachte. Die Frage, ob die Schweiz Beobachter stellen sollte, um den Waffenstillstand in Korea zu überwachen, zeigte die konträren Positionen überdeutlich: Feldmann war dagegen, da er fürchtete, die Schweiz werde zum Spielball der Grossmächte. Petitpierre befürwortete die Mission, weil Neutrale ihre internationale Mitverantwortung auch zum Preis von Risiken tragen müssten.

Die Aufzeichnungen Feldmanns bieten faszinierende Einblicke in den Alltag schweizerischer Machtausübung und Regierungspraxis, an der Feldmann – teils als Akteur, teils als kritischer und selbstkritischer Beobachter – beteiligt war. Dem älteren Zeitgenossen, der mindestens eine Spanne des im Tagebuch behandelten Zeitraums selbst erlebt hat, wird gelegentlich bewusst, wie sich die Mechanismen

der Politik veränderten. Wenn sich heute ein neugewählter Bundesrat im Schutz von Bodyguards zur Departementsverteilung begibt, dann könnte der Kontrast zu den Fünfzigerjahren nicht grösser sein: Bundesräte führten hochpolitische Diskussionen im öffentlichen Verkehrsmittel auf dem Arbeitsweg. Der Schosshaldenbus wird als Ort politischen Austausches im Tagebuch acht Mal erwähnt! Gespräche, die wirklich unbelauscht bleiben sollten, führte Feldmann indessen «ambulando», entweder ums Parlamentsgebäude herum, zwischen Zeitglockenturm und Bärengraben oder im Bürgerhaus und im Bundeshaus. So kommen im Tagebuch das Anekdotische und das Lokalkolorit nicht zu kurz, was dem Lesevergnügen ausserordentlich förderlich ist. Allerdings stellt sich die Frage, ob eine so gewichtige Quellenpublikation nicht eines kommentierenden Apparates bedürfte, um die Edition einem historischen Laienpublikum leichter zugänglich zu machen.

Zum Personenregister schreiben die Herausgeber, die erwähnten Personen seien nach Möglichkeit identifiziert worden. Dieser Anspruch wird nicht erfüllt, das Register lässt jede Systematik vermissen. So sind Nationalräte und Bundesräte einmal mit ihren Lebensdaten, einmal mit Lebensdaten und Amtsdaten, einmal nur mit Amtsdaten und gelegentlich ohne Daten (zum Beispiel Konrad Ilg) aufgelistet. Bei Armin Haller und Roger Schaffter wird unterschlagen, dass auch sie Nationalräte waren. Johann Jenny, ebenfalls Nationalrat, erhält dafür acht Zeilen Kurzbiografie. Läppisch sind Einträge wie «Kobelt, Ehefrau von Karl Kobelt». Karl Bretscher wird verzeichnet als «Bretscher K., Direktor Hasler AG». Dabei war er im Zeitpunkt, in dem er im Tagebuch auftaucht, bereits Direktor der Wifag. Beim Lemma «Schenk Karl» wird auf den Tagebucheintrag vom 21. Oktober 1942 verwiesen. Schlägt man dort nach, landet man beim Karl-Schenk-Haus in Bern. Dass der Gymnasiallehrer Karl Wyss und der Lehrersekretär Karl Wyss ein und dieselbe Person sind, wäre auch nicht so schwer festzustellen gewesen. Ausserdem sind viele Genannte nicht näher identifiziert.

Leider weist auch das Sachregister Mängel auf. So findet man etwa unter dem Oberbegriff «Parteien» die Stichworte «Bürgerliche», «Funktion und Bedeutung» und anderes. Die einzelnen Parteien aber sind unter ihren Namen zu suchen. Viele Stichwörter sind aufgeblättert und hätten einer Unterteilung bedurft, etwa «Neue Berner Zeitung/Redaktion» oder «Bundesrat als Kollegialbehörde». Wichtiges fehlt, so die Stichworte zur Tätigkeit Feldmanns als bernischer Regierungsrat. Diese Mängel am Apparat erschweren die Benutzung des Tagebuchs. Es ist nicht akzeptabel, dass bei der Herausgabe eines so gewichtigen und hoch subventionierten Werks dermassen unsorgfältig gearbeitet wurde. Zum Glück – und das relativiert die an den Registern vorgebrachte Kritik etwas – ist dem Werk eine CD beigegeben, die den vollständigen Text des Tagebuchs enthält, inklusive die nicht mitgedruckten Aufzeichnungen aus den Jahren 1915 bis 1919. Abkürzungsverzeichnis, Personen- und Sachregister, Vorwort und Einleitung sowie weiteres Material sind ebenfalls auf der CD im PDF-Format greifbar. Die Suche erfolgt nach dem Datum der Tagebucheinträge und nicht etwa nach Seitenzahlen, was sich als sehr praktisch erweist.

Christoph Zürcher

Haslebacher, Martin: BZ, eine Berner Erfolgsgeschichte. Vom Berner Tagblatt zur Espace Media Groupe. Bern: Espace Media Groupe, Benteli Verlag, 2004. 151 S., ill. ISBN 3-7165-1347-4.

Die grundsätzlichen Fakten sind bekannt: Zwischen 1971 und 1997 schrumpfte das Berner Angebot von fünf auf zwei überregionale Tageszeitungen. Aus dem mittelgrossen «Berner Tagblatt» mit einer Auflage von 60 000 Exemplaren entstand ein Verbund von Zeitungen, der mit einer Gesamtauflage von 230 000 zu den drei grossen der Schweiz gehört. Den ersten Schritt dazu machte der Unternehmer Charles von Graffenried 1979, als er die «Berner Nachrichten BN» zur Fusion gewinnen konnte, obwohl dieses Blatt erst zwei Jahre zuvor durch den Zusammenschluss der «Tagesnachrichten» (Münsingen) und der «Berner Zeitung» (Langnau) entstanden war.

Bereits in den ersten Jahren nach dem Zusammenschluss von 1979 wurde die später immer wieder angewendete Taktik deutlich: Gab es bei der Fusion als Zugeständnis an die anderen Partner noch drei Druckstandorte und drei Redaktionszentren, so erfolgte bald die Konzentration auf Bern. Bestand in den ersten fünf Jahren noch ein Co-Präsidium, so führte von Graffenried ab 1984 alleine, ohne allerdings die Aktienmehrheit zu besitzen. Und konnte der charismatische Unternehmer bei der Vergabe der Lokalradio-Konzessionen 1983 nicht punkten, so kaufte er sich einfach bei Radio ExtraBern ein, als dieses kein Jahr später in finanzielle Nöte geriet.

Schritt für Schritt weitete das Unternehmen seinen Einfluss innerhalb und ausserhalb des Kantons Bern aus durch individuell zugeschnittene Abkommen im Oberland («Thuner Tagblatt» und «Berner Oberländer») und in Freiburg. Im Kanton Solothurn hingegen entstand mit der «Mittelland-Zeitung» ein Gegenpool mit einer Auflage von 200 000 Exemplaren. Und immer wieder erschien der «Bund» und mit diesem der NZZ-Verlag als Verlierer, da er zwar ebenfalls intensiv Partner suchte, aber immer einen Schritt zu spät war.

Natürlich kommt die vorliegende verlagseigene Publikation, geschrieben vom Chef des Lokalressorts der BZ, als Erfolgsgeschichte daher, immerhin schimmern vereinzelt auch kritische Aspekte durch. So spürt man zum Beispiel etwas vom Ringen um die politische Ausrichtung des Blattes, dem in den ersten Jahren – und besonders unter Urs P. Gasche (1982–1985) – Linkslastigkeit vorgeworfen wurde. Wie es um die Vorstellungen von einer unabhängigen Presse stand, zeigt die Forderung eines SVP-Regierungsmitsglieds von 1983: «Die BZ habe die Aufgabe, ‹mit den Regierenden eine Partnerschaft einzugehen›, um die ‹Staatserhaltung› zu sichern» (S. 33). Zwei Jahre später wagte es die BZ nicht, in der «Hafner-Affäre» den Inhalt des Berichts der Besonderen Untersuchungskommission (BUK) alleine zu veröffentlichen, nachdem sie in dessen Besitz gekommen war. «Sie fürchtet, aus dem Fall ‹Regierung› werde dann vom Machtapparat ein Fall ‹BZ› gemacht» (S. 59). Deshalb gab sie die Informationen freiwillig auch an die Konkurrenz preis, um die höchstbrisanten Nachrichten gemeinsam zu veröffentlichen.

Die Versuche gleich aller drei grossen Zürcher Mediengruppen (Tages-Anzeiger, Ringier und Neue Zürcher Zeitung), den Berner Mark zu erobern, wies Charles von Graffenried in die Schranken, und diese gelangten nur zu Minderheitsbeteiligungen (TA-Media mit 49 Prozent an der BZ und die NZZ mit 40 Prozent am «Bund»). Die in den letzten drei Jahrzehnten sonst nicht überaus erfolgreiche Berner Wirtschaftsgeschichte hat hier einen ihrer Glanzpunkte. In dessen Zentrum steht

Charles von Graffenried, der hartnäckig, schlau und zielstrebig den Berner Medienmarkt eroberte. (Das gilt nicht nur für die Zeitungen, sondern auch die Druckereien und das Anzeigengeschäft.) Einstweiliges Resultat ist seit 2004 das so genannte «Berner Modell»: Eine Stadt mit zwei unabhängigen Zeitungsredaktionen, aber gemeinsamer Produktion, gemeinsamem Anzeigenpool und Vertrieb sowie einer engen Verflechtung bei den Besitzerrechten. Der 1925 geborene von Graffenried kann sich nach eigener Aussage Bern ohne den «Bund» nicht vorstellen. Aus seinem bisherigen Vorgehen mit Übergangslösungen und kleinen Schritten wäre allerdings eher zu erwarten, dass das jetzige «Berner Modell» nicht der Unternehmung letzter Schluss ist. Die Entwicklung in Richtung Monopolblatt ist jedoch nicht aussergewöhnlich: Mit Ausnahme von Zürich besitzen alle grösseren Deutschschweizer Städte nur noch ein Blatt. Und starke, ja autoritäre Persönlichkeiten prägten seit jeher die Medienlandschaften (Agnelli, Berlusconi, Hersant, Maxwell, Murdoch). «Was wird sein, wenn er [Graffenried] dereinst nicht mehr am Ruder ist?», fragt der Autor denn auch leicht besorgt (S. 146).

In zwei durchlaufenden Randspalten links und rechts bietet Haslebacher je eine wertvolle Chronologie wichtiger Ereignisse der schweizerischen Medienlandschaft und der BZ-Gruppe. Das Werk ist reich bebildert. Schade nur, dass kein gediegenes Layout gefunden wurde.

Robert Barth

Baeriswyl, Armand: Stadt, Vorstadt und Stadterweiterung im Mittelalter. Archäologische und historische Studien zum Wachstum der drei Zähringerstädte Burgdorf, Bern und Freiburg im Breisgau. Basel: Schweizerischer Burgenverein, 2003 (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Bd. 30), 355 S., ill. ISBN 3-908182-14-X.

Die unter der Leitung von Hans Rudolf Sennhauser an der Universität Zürich entstandene Dissertation fasst den aktuellen Kenntnisstand der archäologischen wie auch der historischen Forschung über das Wachstum der drei Zähringerstädte Burgdorf, Bern und Freiburg im Breisgau während des Mittelalters in einer übersichtlichen und reich illustrierten Studie zusammen. Die Arbeit Armand Baeriswyls versteht sich dabei sowohl vom gewählten Thema als auch vom methodischen Ansatz her als interdisziplinäres und auf vergleichende Städteforschung angelegtes Grundlagenwerk, dessen lexikalisch gegliederte Kapitel einen schnellen Zugriff auf alle wichtigen Fragen der mittelalterlichen Stadtausdehnung wie Topografie, Binnenwachstum, Erweiterungen und Vorstädte ermöglichen. Der Verfasser, der als Projektleiter beim Archäologischen Dienst des Kantons Bern arbeitet, weist in seinem Schlusswort denn auch explizit darauf hin, dass die anhand der drei «Fallbeispiele» Burgdorf, Freiburg und Bern formulierten Thesen «auf interdisziplinärer Basis» vertieft und an möglichst vielen Städten überprüft werden sollten.

Eingeleitet wird die Arbeit mit einer Zusammenfassung des Forschungsstands, der wichtigsten Literatur und der – bisher uneinheitlich verwendeten – Terminologie zum Thema «Vorstadt und Stadterweiterungen». Danach folgt in drei Hauptkapiteln eine chronologische Beschreibung der topografischen Entwicklung der drei Zähringerstädte. Im ersten Teil diskutiert Baeriswyl jeweils die aktuellen Fragen zur Stadtgeschichte und Archäologie, die kirchlichen Verhältnisse sowie die politische Entwicklung in der Zeit vor der Stadtgründung bis zur Eingliederung in die

spätmittelalterliche Landesherrschaft (Burgdorf seit 1384 bernisch, Freiburg im Breisgau seit 1368 habsburgisch) – oder im Fall Berns bis zum Aufstieg in den Kreis der Reichsstädte am Ende des 14. Jahrhunderts. Im zweiten Teil wendet er sich den individuellen Siedlungsphasen der drei Städte zu und beschreibt diese ausgehend von der verkehrsgeografischen Lage und der präurbanen respektive extramuralen Besiedlung über den Gründungsvorgang und die verschiedenen Erweiterungen bis zu den innerstädtischen Wüstungen infolge der Pestwellen seit 1348/49. Zum Schluss werden die in den Hauptkapiteln gewonnenen Erkenntnisse noch als übergreifende Thesen formuliert und in Abhängigkeit zu den Wechselseitigkeiten in der Stadtherrschaft vergleichend dargestellt. Abgerundet wird das Ganze schliesslich durch einen illustrierten Katalog der archäologischen Fundstellen in Burgdorf und ein ausführliches Orts-, Personen- und Sachregister.

Es ist das Verdienst der vorliegenden Arbeit, die bisherigen, teilweise widersprüchlichen Erkenntnisse zu Entstehung und Wachstum der drei Städte Burgdorf, Bern und Freiburg im Breisgau kritisch zu hinterfragen und anhand der archäologischen Befunde neu zu interpretieren. Dabei gelingt es, die mehrheitlich älteren und lokalhistorischen Studien zu Burgdorf durch die jüngsten Grabungsresultate in wesentlichen Punkten zu ergänzen. Baeriswyl korrigiert zudem bei Bern und Freiburg einige seit längerem bestehende «Mythen» zur Gründungsgeschichte dieser vermeintlich gut erforschten Zähringerstädte. Für Bern kann er beispielsweise die von der älteren Forschung (Hans Strahm, Paul Hofer, Luc Mojon) postulierte zweiphasige Stadtgründung (Burg Nydegg mit anstossender Gründungsstadt bis zur Kreuzgasse um 1152, erste Stadterweiterung bis zum Zytgloggenturm um 1191) anhand der archäologischen Befunde endgültig widerlegen. Weiter stellt er fest, dass der in den Grundriss der heutigen Berner Altstadt hineinprojizierte «zähringische Gründungsplan» mit einem durchgängigen Hofstättensystem von 100 Fuss breiten und 60 Fuss tiefen Parzellen keineswegs die Verhältnisse während der Gründungszeit widerspiegelt. Dagegen betont Baeriswyl die wirtschaftliche und rechtliche Bedeutung der Integration der beiden stadttherrlichen Gewerbesiedlungen «am Stalden» um 1268 und «an der Matte» 1360 in die bestehende Bürgerstadt. Er versteht diese als vollwertige Stadterweiterungen, die er den beiden bekannten Ausdehnungen nach Westen (Innere Neustadt nach 1255, Äussere Neustadt nach 1344) ebenbürtig zur Seite stellt. Mit Recht nicht als Stadterweiterungen bezeichnet er hingegen die «Eingemeindungen» der vorstädtischen Gewerbesiedlungen Marzili und Sulgen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Diese gehörten zwar spätestens seit 1336 ebenfalls zum bernischen Stadtrechtsbezirk (Burgernziel), die rechtliche Stellung ihrer Bewohner entsprach jedoch jener der um 1409 institutionalisierten vier Landgerichte.

Neue Einsichten bringt die Studie schliesslich auch bei der Beurteilung der vorstädtischen Siedlungen sowie bei der Analyse von Urheberschaft und Motiven der Stadterweiterungen. Bemerkenswert ist die von der Forschung bisher kaum beachtete Feststellung, dass die Stadtherren eine Erweiterung des ummauerten Stadtareals häufig «als herrschaftliche Inszenierung beim Herrschaftsantritt» genutzt haben. Ob die frühe Entwicklung von Burgdorf, Bern und Freiburg im Breisgau deshalb als «weitgehend in den Händen ihrer Herren» gelegen bezeichnet werden darf, muss jedoch an allen drei untersuchten Städten noch verifiziert werden. Beariswyl selbst macht darauf aufmerksam, dass eine Stadterweiterung dem Stadtherren oft nur den äusseren Anlass bot, seine Herrschaftsansprüche gegenüber den immer autonomer auftretenden Bürgern neu zu formulieren. Zudem zeigt das Beispiel Bern,

dass Ausdehnungen des Stadtareals bereits seit dem 13. Jahrhundert in bewusster Konkurrenz zum Stadtherren verwirklicht wurden. Spätestens mit der Zerstörung der Burg Nydegg um 1268 und der baulichen Integration der herrschaftlichen Gewerbesiedlung «am Stalden» in die benachbarte zähringische Gründungsstadt manifestierte der Berner Rat seinen Willen, in Zukunft keinen stadtherrlichen Vogt mehr innerhalb der Stadtmauern zu dulden. Die von Konrad Justinger überlieferte persönliche Anwesenheit Graf Peter II. von Savoyen an der Grundsteinlegung der ersten Stadterweiterung um 1255 reflektiert deshalb ebenso wie die nur gerade 13 Jahre später durchgeführte Schleifung «seiner» Burg die aktuelle politisch-herrschaftliche Stellung der führenden Ratsgeschlechter und deren wechselnden Beziehungen zu König und benachbarten Herrschaftsträgern. Obwohl es im Interesse jedes Stadtherren gelegen sein musste, als Initiator einer Stadterweiterung zu gelten, waren es in erster Linie die im städtischen Rat sitzenden vermögenden Adligen und Notabeln, die sich gegen konkurrierende Familien abzugrenzen versuchten und ihren Einfluss – einmal mit, dann wieder gegen den Willen des Stadtherrn – auf die Siedlungen und Nutzungen vor den Stadttoren ausdehnten.

Insgesamt gewährt die Dissertation Baeriswyls zahlreiche neue Einblicke in das Entstehen und Werden von Burgdorf, Bern und Freiburg im Breisgau während des Mittelalters. Die Arbeit bildet dadurch eine unentbehrliche Grundlage für alle kommenden Forschungen über die drei Zähringerstädte. Zugleich regt sie mit ihrer verständlichen Sprache und den rund 170 professionell gestalteten Abbildungen, Karten und farbigen Rekonstruktionszeichnungen zum persönlichen Erleben der heutigen Altstädte und ihrer archäologischen Spuren an.

Roland Gerber

Andrey, Georges; Czouz-Tornare, Alain-Jacques: Louis d'Affry 1743–1810. Premier landamman de la Suisse. La Confédération suisse à l'heure napoléonienne. Genève: Slatkine, 2003. 420 S., ill. ISBN 2-8321-0115-1.

Vor 60 Jahren schrieb Fred de Diesbach ein Lebensbild d'Affrys, sorgfältig, doch zu wenig professionell; und der Landammann der Schweiz erscheint hier als eine Art Pétain der Jahre 1940–1944. Aus dieser Typoskript gebliebenen Arbeit zitieren Andrey und Czouz-Tornare wiederholt und ausgiebig; als Spezialisten haben sie aber die Materie von Grund auf neu erforscht und ausführlich dargestellt – in privaten und öffentlichen Archiven, auch in Paris. Sie haben viel Sekundärliteratur herangezogen, allerdings nicht immer das Wesentliche. Im Freiburger Staatsarchiv liegen auch Privatbriefe d'Affrys, vor allem an seine Schwester und an seine Lieblingsenkelin. Soweit hier ersichtlich, sind diese «billets» recht unergiebig und wirken irgendwie unbeholfen – ganz im Gegensatz zu den offiziellen Verlautbarungen des Schultheissen und Landammanns.

Schon der Titel des Kapitels über d'Affrys seit 1753 in Paris verbrachten Werdejahre («A l'ombre du père») deutet an, dass sein Vater, Louis Auguste Augustin d'Affry (1713–1793), die eindrücklichere Persönlichkeit war; nur dank ihm, der in königlichen Diensten höchste militärische und diplomatische Stellen bekleidet hatte, machte der Sohn, der wohl ebenfalls Freimaurer war, Karriere als Offizier in Frankreich. Und dennoch waren die Zeitgenossen – mit der unüberhörbaren Ausnahme Laharpes – des Lobes voll für d'Affry und sahen in ihm die ideale Verbindung eines Versailler Höflings und eines soliden Schweizer Patriziers. Seine Courtoisie war

ausgesucht, seine Diplomatie meisterhaft; wenn er einzugreifen genötigt war, geschah dies mit Samthandschuhen. Politisch ausschlaggebend war aber, dass ihm Napoleon vertraute und ihn erstaunlich zuvorkommend behandelte. D’Affry seinerseits trieb die angesichts der Machtverhältnisse verständliche Ergebenheit gegenüber dem Ersten Konsul und Kaiser bis an die Grenze zur Unterwürfigkeit.

1803, in den vier Monaten nach der Unterzeichnung der Mediationsakte in Paris, führte d’Affry von Freiburg aus als eine Art Diktator à la romaine die neue Ordnung in der Schweiz ein. Will man Andreys origineller, doch etwas forcirter Formel folgen, so war d’Affry anschliessend Teil eines «Triumvirats», das auch die nach Herkommen und Habitus vergleichbaren Amtskollegen in Bern und Zürich, Niklaus Rudolf von Wattenwyl und Hans von Reinhard, umfasste. Doch darin erschöpft sich die Sicht dieses Autors auf die «Grosse Mediation», wie er sie nennt, nicht; vielmehr ist er zu deren «Ehrenrettung» angetreten. Das kann aber nur gelingen, indem er Belastendes herunterspielt, so auch das Wüten der Obrigkeit im Zürcher Bockenkrieg 1804.

Auf die Frage, ob die Schweiz damals schon ein Bundesstaat war, wird hier nicht näher eingetreten. Hingegen lobt der sprachpolitisch engagierte Andrey die Modernisierung des föderalen Gefüges und auch den «Aufstieg» des Französischen (das die «Triumviren» untereinander ausschliesslich pflegten) – was aber wohl schon für die Zeitgenossen die Abtrennung weiter Teile der französischen Schweiz nicht aufwiegen konnte.

Nach dem Tuileriensturm hatte sich d’Affry senior aus der Schlinge der Revolutionäre ziehen und zum würdevollen Abgang auf sein Gut bei Echallens zurückziehen können. Schon etwas vorher hatte sich d’Affry selbst aus Paris auf sein Gut in Prehl oberhalb von Murten abgesetzt. Von dort aus war es nicht weit zur Landstrasse beim Beinhaus der Schlacht von 1476, wo er Ende 1797 «zufällig» den auf seiner Durchreise durch eine Panne aufgehaltenen Bonaparte traf.

Prehls Nachbargemeinde Münchenwiler wurde trotz langer Widerborstigkeit Freiburgs 1807 als Exklave, zusammen mit Clavaleyres, wieder bernisch. Der Streitfall belastete die Beziehungen der Triumvirin d’Affry und von Wattenwyl. Doch bei der Wahl des Generals für den Grenzschutz 1805 war d’Affry hinter den Berner zurückgetreten; schlöhweiss geworden, war er jetzt nicht mehr belastbar. 1807 erlitt er im Grossen Rat einen (geheim gehaltenen) Schlaganfall.

Die Leserschaft erfährt hier auch von d’Affrys austarierter Oligarchie in Freiburg, von zäher Ranküne einiger Standesgenossen, von Opposition im Greyerzerland. Alles handeln die beiden Autoren flüssig und geistvoll ab, allerdings nicht ohne Längen, vor allem Czouz-Tornare. Auf die 200. Wiederkehr von d’Affrys zweitem Landammannjahr 2009 soll eine deutsche Version dieses gehaltvollen Bandes erscheinen, die auch bildungsgeschichtliche Aspekte einbezieht.

Rudolf Maurer

Wittwer Hesse, Denise: Die Familie von Fellenberg und die Schulen von Hofwyl. Erziehungssideale, «Häusliches Glück» und Unternehmertum einer bernischen Patrizierfamilie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Bern: Historischer Verein des Kantons Bern, 2002 (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 82), 344 S., ill. ISBN 3-85731-022-7.

Eine facettenreiche Darstellung von Lebensentwürfen in einer Zeit voller Widersprüche aufzuzeigen, ohne auf eine traditionelle Familiengeschichte begrenzt zu bleiben: Dieses Ziel hat Denise Wittwer Hesse mit ihrer sorgfältig recherchierten und anschaulich geschriebenen Promotionsschrift über die Familie von Fellenberg und ihre pädagogischen Unternehmungen erreicht. Die Autorin verbindet sozial- und wirtschaftsgeschichtliche mit ideen- und kulturgeschichtlichen Ansätzen und zeigt über die Entwicklung des «Erziehungsstaates» hinaus die enge Einbindung der Fellenbergs in verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen unter Einbezug von Bourdieus Kapital-Theorie auf.

Im ersten Teil der in vier Hauptkapitel gegliederten Arbeit befasst sich die Autorin mit Emanuel von Fellenberg (1771–1844) als Exponent der patrizischen Berner Führungsschicht des Ancien Régimes. Voller Unbehagen gegenüber einer als korrupt und ausschweifend gesehenen patrizischen Oligarchie, wollte Fellenberg in der Tradition der aufgeklärten Führungsschicht gegen die gesellschaftlichen Missstände antreten, um seine Idealvorstellung einer tugendhaften Republik zu verwirklichen. Obwohl sein Entwurf einer «ordre social» mit der Betonung von Arbeit und Leistung in Richtung einer aufgeklärten modernen Bürgergesellschaft weist, blieb Fellenberg der Vorstellung der traditionalen Ständegesellschaft verhaftet. In der ländlichen Idylle des Wylhofs bei Münchenbuchsee, fern des politischen Lebens, wollte er seine Gesellschaftsutopie umsetzen und fand hierfür in Margarethe Tscharner (1778–1839) die geeignete Partnerin.

Der zweite Hauptteil der Arbeit thematisiert den ideengeschichtlichen Hintergrund und die Entwicklung von Fellenbergs «Erziehungsstaat», dem Campe, Locke, Rousseau und Pestalozzi Vorbild waren. Innerhalb von 40 Jahren entstand eine Vielzahl von Erziehungseinrichtungen: ein «Institut für Söhne höherer Stände» (1808), ein landwirtschaftliches Institut (1809), eine Armenerziehungsanstalt (1810), eine Mädchenschule (um 1824), eine Realschule (1830) und anderes. In der Tradition Rousseaus um eine «negative Erziehung» bemüht, strebte Fellenberg eine Individualbildung sowie eine Erziehung zur Gemeinschaftsgesinnung an. Welche Konsequenzen aus der Vorstellung, dass das Individuum der Gemeinschaft untergeordnet zu sein habe, für die Familie von Fellenberg resultierten, beschreibt Wittwer Hesse im dritten und vierten Teil ihrer Arbeit.

Margarethe wie Emanuel von Fellenberg waren der Überzeugung, dass eine grosse Zahl eigener Kinder ein Dienst am Gemeinwohl und Mittel zur Gesundung des Staates sei. Entsprechend viel lag den Eltern am Wohl ihrer neun Kinder, die sie in die pädagogische und Verwaltungsarbeit einbanden, auf deren persönliche Interessen sie aber wenig Rücksicht nahmen. Der streng durchstrukturierte und reglementierte Institutsbetrieb löste bei ihnen wie auch bei verschiedenen Erzieherinnen und Lehrern Unbehagen aus und führte verschiedentlich zu Reibereien und Zerwürfnissen. Im Gegensatz zu den Eltern hatten die jungen Fellenbergs individualistischere Lebensentwürfe und wollten ihre eigenen Kinder bewusst innerhalb der Paarbeziehung erfahren. Wittwer Hesse beschreibt anschaulich, wie die meisten der Fellenberg-Kinder dem patriarchalischen Vater zu entrinnen und europaweit unabhängige Existenz aufzubauen suchten.

Während die Söhne stärker an landwirtschaftlichen als an pädagogischen Fragen interessiert waren, hätte den Töchtern durchaus an einem engeren Einbezug in die pädagogische Verantwortung gelegen. Ihr Vater hatte ihnen zwar eine unüblich breite Bildung ermöglicht, sein älteren Traditionen verhaftetes Denken liess jedoch keinen Einsatz über die Erziehung der kleineren Kinder und das Hauswesen hinaus zu. Hatten die Fellenbergs die eigenen Kinder einst als Sicherheit für den Fortbestand des Familienunternehmens gesehen, mussten sie diese Hoffnung später aufgeben. Doch auch Fellenbergs Versuch, Hofwyl in staatliche Hände zu überführen, scheiterte. Als Versuch einer gesellschaftlichen Erneuerung hatte dieses Projekt längerfristig keine Chance.

Yvonne Leimgruber

Mauerhofer, Carol: Die Geschichte des Restaurants Harmonie. Bern: Edition Kirchenfeld, 2004. 78 S., ill.

Jakob, Markus: Café du Commerce. Eine Berner Kulturgeschichte. Hrsg. von Ralph Gentner. Bern: Gachnang & Springer, 2004. 111 S., ill. ISBN 3-906127-76-1.

2004 sind zwei Bücher zu traditionsreichen Restaurants in der Stadt Bern erschienen: ein kleiner Band über das Restaurant «Harmonie» an der Ecke Hotel- und Müns- tergasse und ein aufwändiger gestalteter Band zum «Café du Commerce» an der Gerechtigkeitsgasse. Beiden Werken ist gemein, dass sie versuchen, die Faszination, die Hintergründe und Geschichte(n) dieser beiden Institutionen in Berns Gastro- nomie aufzuzeigen. Das Vorgehen, die Aufmachung und der Anspruch ist hingegen unterschiedlich. Die Publikation zur «Harmonie» stützt sich in erster Linie auf schriftliches Material, der Band zum «Commerce» basiert auf mündlichen Quellen und Erlebnisberichten von Restaurantstammgästen.

Die angehende Historikerin Carol Mauerhofer erzählt im ersten Teil chronologisch rückwärtsgehend die Geschichte des Restaurants «Harmonie» und dessen Besitzer respektive Pächter. Im zweiten Teil schildert Mauerhofer die Geschichte des bernischen Gastgewerbes seit dem 19. Jahrhundert. In kurzen Abschnitten hält sie dabei die wichtigsten Entwicklungen fest. Ein guter Überblick, der angenehm zu lesen ist, auch für Laien. Dieser allgemeinere Teilbettet die Ausführungen zur «Harmonie» gut in den historischen Kontext ein. Es ist höchstens zu fragen, warum dieser Abschnitt nicht die Einleitung des Bändchens bildet.

Der Band zum «Café du Commerce» ist ebenfalls in zwei unterschiedliche Teile gegliedert: Den ersten Teil hat Markus Jakob verfasst, der als kleines Kind schräg gegenüber gewohnt hatte. Er bedient sich des Geschichtenerzählens, um so ein Stimmungsbild des «Café du Commerce» zu gestalten. In 33 Bildern versucht Jakob die abwechslungsreiche Geschichte des «Cafe Commerce», wie es heute heisst (das «du» im Namen hat das Restaurant 1987 abgelegt), lebendig werden zu lassen. Da kommen beispielsweise Künstler wie Meret Oppenheim, Otto Tschumi, aber auch die Kellner und der Wirt zu Wort.

Der Anspruch von Jakob und des Herausgebers Ralph Gentner ist auch nicht Vollständigkeit, vielmehr soll eine – längst vergangene – gute alte Zeit im «Café du Commerce» wiederbelebt werden. Es gelingt dem Autor ganz gut, diese Zeit aufzuleben zu lassen, als die Grossen der Berner, ja der europäischen Kunstszene im Commerce verkehrten. Leider schwingt etwas viel Wehmut mit. Es ist dennoch ein gutes Zeugnis der Kunst- und Kulturszene in Bern in den 1950er- und 60er-Jahren

gelungen, der Anspruch aber, «eine Berner Kulturgeschichte» zu verfassen, wie der Untertitel des Buches verspricht, ist sicherlich etwas zu hoch gegriffen. Es ist vielmehr ein Zeitbild, das der Autor etwas nostalgisch verklärt hat. Hervorzuheben sind aber die zahlreichen, im wahrsten Sinne des Wortes illustrativen Fotos, die das Buch zu einem unterhaltsamen Lese- und Bilderbuch machen.

Der zweite Teil, der sich aus sechs von verschiedenen Autoren verfassten Kapiteln zusammensetzt, ist gut gelungen. So lässt beispielsweise Ueli Balsiger in seinem Text «Aus dem Leben eines Commerce-Wirts», das auf der Erzählung von Enrique Ros, dem früheren Wirt des Commerce, basiert, die Leserschaft sehr direkt an der Geschichte des Restaurants teilnehmen. Der Berner Troubadour Bernhard Stirnemann seinerseits stellt einige Commerce-Rezepte vor, eingebettet in unterhaltsame Ausführungen und Anekdoten rund um die Commerce-Küche.

Genauso unterschiedlich wie die Vorgehensweise der beiden Autoren ist auch das Erscheinungsbild der beiden Werke. Das Bändchen zur Geschichte der «Harmonie» ist schlicht, zweckmäßig und grafisch einfach, aber ansprechend gestaltet. Der Band zum «Commerce» ist sorgfältig gestaltet, schlicht gehalten, genügt aber künstlerischen Ansprüchen.

Bettina von Geyrerz

Aeberhard, Christian; Jeitziner, Denis; Zimmermann, Felix: Heimat Marzili. 80 Porträts aus dem Berner Aarebad. Baden: hier+jetzt, 2004. 190 S., ill. ISBN 3-906419-80-0.

Der Jahrhundertsommer 2003 liess das Projekt dreier Marzili-Fans reifen, ein Buch über das «bekannteste und schönste Flussbad Europas» herauszugeben. Anders als beim Marzili-Band, den Peter Gygax 1991 veröffentlichte, steht nicht die Geschichte der Badeanlage im Zentrum, sondern Menschen von hier und jetzt. Der Fotograf Christian Aeberhard hielt 80 Personen im oder um das Marzilibad fest, die im Badeanzug oder in sommerlicher Kleidung posierten. Die Bilder nehmen jeweils eine Seite ein. Auf den gegenüberliegenden Seiten befinden sich die Texte von Denis Jeitziner, der nicht nur die Fotos kommentiert, sondern Einblick in das Bade-, Berufs- und Privatleben der Porträtierten gibt. Ein prägnanter Titel charakterisiert jede Person in einem Wort: die Besonnene, der Wasserträger, der Titelanwärter, die Gesellschafterin usw. Dabei sind beide Geschlechter, Alte und Junge, Schönheiten, Lederhäute und Charakterköpfe vertreten.

Die Autoren haben ein unterhaltsames Panorama der sommerlichen Welt am Berner Aareufer zusammengetragen. Die Porträts bilden ein Zeitdokument der Badekultur im Marzili, das seit bald 200 Jahren Menschen aus allen Gesellschaftsschichten anzieht. Das Aarebad ist nicht nur sommerliche Heimat tausender Bernerinnen und Berner, es lockt auch Touristinnen und Touristen aus aller Welt an, die sich in die Aare stürzen oder ganz einfach die lockere Atmosphäre am Aarestrand geniessen.

Felix Zimmermann gestaltete den Band, der sich auch als Bilderbuch durchblättern lässt. Ein Übersichtsplan des Marzilibades mit den Standorten der Fotoaufnahmen sowie zwei Seiten mit Fakten zur Geschichte der Anlage schliessen die Publikation ab. Das Werk wird sicher manchen Wasserratten, Sonnenanbeterinnen und Aarebegeisterten die kalte Jahreszeit überbrücken helfen.

Christian Lüthi

Tögel, Bettina: Die Stadtverwaltung Berns. Der Wandel ihrer Organisation und Aufgaben von 1832 bis zum Beginn der 1920er-Jahre. Zürich: Chronos, 2004. 427 S., ill. ISBN 3-0340-0667-5.

Verwaltungsgeschichte gilt eher als langweilige Materie. Umso verdienstvoller ist die Themenwahl von Bettina Tögel, welche in Ihrer Dissertation die Stadtverwaltung Berns zwischen 1832 und 1920 untersucht hat. Nach der liberalen Umwälzung von 1830/31 erhielten die Gemeinden 1832 im Kanton Bern eine neue staatsrechtliche Form, die im Wesentlichen bis heute gültig ist. Die Stadt Bern durchlief zwischen 1832 und 1852 eine Übergangsphase, während der die Burgergemeinde die neu geschaffene Einwohnergemeinde stark bevormundete. 1852 fand eine zweite Güterausscheidung zwischen diesen beiden Körperschaften statt. Erst ab diesem Zeitpunkt fungionierte die Einwohnergemeinde autonom, obwohl ihre Behörden immer noch stark von Angehörigen der Burgerschaft besetzt waren. Bis in die 1880er-Jahre stritten sich konservative und liberale Kräfte um die politische Organisation der Gemeinde. Wie Albert Tanner in seinem Werk «Arbeitsame Patrioten – wohlstandige Damen» detailreich gezeigt hat, setzten die Freisinnigen und Sozialdemokraten zwischen 1861 und 1888 schliesslich ein Modell durch, das einer grossen Schweizer Stadt besser entsprach: Parlament und Urnenabstimmungen ersetzten die Gemeindeversammlung, und der ehrenamtlich arbeitende Gemeinderat wurde von 17 auf neun Mitglieder verkleinert und professionalisiert. Zwischen 1888 und dem Ersten Weltkrieg bauten die neuen Kräfte die städtischen Dienstleistungen und damit die Stadtverwaltung stark aus. Statt wie bisher aus den Ersparnissen finanzierte die Stadt nun ihren erweiterten Service mit Steuereinnahmen und Anleihen, die sie ab 1875 aufnahm. Diese Entwicklung basierte nicht nur auf neuen politischen Konzepten, sondern sie war auch eine Reaktion auf die Probleme, die mit der Verdoppelung der Einwohnerzahl in diesem Vierteljahrhundert entstanden. Die Reformen kamen mit dem Gemeindereglement von 1920 zum Abschluss, das als wesentlichste Neuerungen die Proporzwahl und ein reines Direktorialsystem für die Exekutive einführt.

Bettina Tögel hat den Ausbau der städtischen Verwaltungstätigkeit minutiös recherchiert. In einzelnen Bereichen wie dem Armenwesen, der Wasserversorgung, der Kanalisationsfrage, der Gasversorgung und den öffentlichen Verkehrsbetrieben konnte sie sich auf Lizenziatenarbeiten und Festschriften stützen. Für alle anderen Verwaltungszweige basiert ihre Darstellung auf den Verwaltungsberichten der Einwohnergemeinde, die seit 1852 gedruckt vorliegen, den Stadtratsprotokollen, Reglementen und weiteren Amtsdruckschriften. Nur in Ausnahmefällen hat sie auch die Protokolle des Gemeinderates beigezogen. Mit Tögels Arbeit liegt für viele Verwaltungstätigkeiten erstmals eine Synthese vor. Dazu zählen die Arbeitslosenversicherung, das Bildungswesen von den Kinderkrippen bis zum Gymnasium sowie sämtliche Bereiche der Polizei und der Finanzverwaltung.

In den einleitenden Kapiteln gibt die Autorin die wichtigsten Entwicklungslinien zu Bevölkerung, Städtebau, Vereinen und Sozialstruktur wieder. Dadurch kann sie die Geschichte der Stadtverwaltung in einem grösseren Kontext verorten. Im untersuchten Zeitraum waren die Verwaltung und die Behörden wichtige Akteurinnen, welche zahlreiche Zweige des städtischen Lebens beeinflussten. So beschritt Bern in der Sozialpolitik neue Wege, auf denen die Stadt sogar im europäischen Kontext führend war. In der heutigen Zeit, die von Privatisierungen geprägt ist, fällt auf, wie sich selbst bürgerliche Kräfte vehement dafür einsetzen, Energieversorgung und öffentliche Verkehrsmittel in kommunalem Besitz zu behalten.

Da die Dissertation bereits 2002 vorlag, sind Tögels Ergebnisse auch in die Publikation «Bern – die Geschichte der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert» eingeflossen. Sehr wertvoll sind Grafiken und Überblickstabellen, wie zum Beispiel die Chronologien zu den privaten und städtischen Kindergärten bis 1930 (S. 224), zum Bau kommunaler Schulhäuser bis 1924 (S. 259), zu den Amtszeiten der Chefbeamten oder Schemata zum Aufbau der einzelnen Verwaltungsdirektionen. In der Bibliografie sind ausserdem sämtliche Reglemente und Verordnungen nach Direktionen aufgelistet. (Einzig eine Übersichtstabelle über die Personalbestände sucht man vergebens.) Sehr nützlich ist ferner das Register, dass gezieltes Suchen nach Personen, Verwaltungszweigen und Themen erleichtert. So könnte die Arbeit auch Politikerinnen und Politikern als Nachschlagewerk dienen, um aktuelle Geschäfte mit historischer Tiefe zu verstehen.

Die Arbeit von Bettina Tögel bildet eine nützliche Grundlage für weitere Forschungen. Obwohl die Publikation einen guten Überblick zum Thema «Stadtverwaltung» bietet, bleiben Fragen offen. Wünschbar wäre es, mit einem vergleichenden Ansatz die Besonderheiten Berns stärker herauszuarbeiten. Im Vergleich mit den anderen grossen Schweizer Städten liesse sich eruieren, in welchen Bereichen der Ausbau der Stadtverwaltung in Bern allgemeinen Trends folgte und wo Bern führend oder schwach war. Diese Fragen sind im Fall Berns besonders von Bedeutung, da die Bundesstadt immer wieder als «Beamtenstadt» tituliert wird. In diesem Zusammenhang wäre es zudem interessant, etwas über die Wahrnehmung der Verwaltung in der Öffentlichkeit zu wissen. Dazu müssten unter anderem politische Debatten in Tageszeitungen untersucht werden.

Christian Lüthi

Beuret, Charles; Marti, Mario: Stadion Wankdorf. Geschichte und Geschichten.
Bern: Benteli, 2004. 207 S., ill. ISBN 3-7165-1362-8.

Das Wankdorstadion gehört zu den bekanntesten modernen Gebäuden der Stadt Bern. Dank den Spielen des Fussballklubs Young Boys, den Länderspielen und dem Cupfinal, der seit 1929 hier stattfand, erlangte das Stadion nationalen Ruhm. Mit der Fussballweltmeisterschaft 1954 erreichte der Name Wankdorf auch internationale Bekanntheit.

1902–1925 trugen die Young Boys ihre Spiele auf dem Sportplatz Spitalacker aus. 1925 entstand das erste Fussballstadion auf dem Wankdorffeld. Bis zu 22 000 Zuschauerinnen und Zuschauer kamen hier zu den Matches des besten Berner Clubs. Für die Weltmeisterschaft 1954 erweiterte man die Tribünen auf eine Publikumszahl von 65 000 Personen. Dieser Bau diente bis 2001 dem Fussball und weiteren Veranstaltungen. Im Sommer 2001 gab die Sprengung des Stadions den Startschuss für einen modernen Neubau, der 2005 eingeweiht wird.

2004 zeigte das Stadtarchiv Bern eine Ausstellung im Erlacherhof zum 50-Jahre-Jubiläum der Weltmeisterschaft. Dazu gaben der Sportjournalist Charles Beuret und Mario Marti, Mitarbeiter des Stadtarchivs, den vorliegenden Band heraus. Gemeinsam mit weiteren Autoren lassen sie die sportlichen und gesellschaftlichen Höhepunkte, die sich im Wankdorstadion abspielten, nochmals aufleben. Dazu gehören legendäre Spiele, «grossé» Spieler, die Geschichte des Bauwerks und ein Kapitel zur Weltmeisterschaft 1954. Als anekdotisches Intermezzo wird Walter Brönnimann vorgestellt, der 1953 bis 1987 als Platzwart arbeitete. Das Schluss-

kapitel führt unter dem Titel «Die Welt zu Gast in Bern» ins Jahr 1954. Damals war Bern nicht nur die Hauptbühne des Weltfussballs, sondern auch Austragungsort weiterer Grossveranstaltungen: Die Hospes (schweizerische Fremdenverkehrs- und internationale Kochkunst-Ausstellung) im Mai/Juni mit 1,45 Millionen Besucherinnen und Besuchern, die Motorsporttage im August mit rund 100 000 Schaulustigen, die Leichtathletik-Europameisterschaften im August mit 94 000 Zuschauern sowie ein Staatsbesuch des äthiopischen Kaisers Haile Selassie im November. Die Häufung dieser Anlässe beanspruchte die städtische Infrastruktur aufs Äusserste.

Im Anhang präsentieren die Autoren eine Statistik aller Schweizer Fussball-länderspiele, Cupfinals und der Weltmeisterschaftsspiele im Wankdorfstadion. Der Band ist mit zahlreichen Fotos und Abbildungen von Fussball-Devotionalien schön illustriert und bietet einen unterhaltsamen Überblick über ein wichtiges Kapitel der Berner Sportgeschichte.

Christian Lüthi

Máthé, Piroska R.: Vom Pergament zum Chip. Kulturgüter im Staatsarchiv des Kantons Aargau. Aarau: AT Verlag, 2003. 223 S., ill. ISBN 3-85502-886-9.

Das Staatsarchiv des Kantons Aargau veröffentlichte zum 200-Jahr-Jubiläum seines Kantons einen Führer, der auch eine Ausstellung begleitete. Piroska Máthé, die seit 20 Jahren als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Staatsarchiv tätig ist, vermittelt in dieser Publikation eine illustrierte Übersicht über den Quellenbestand und die vielfältigen Tätigkeiten ihrer Institution.

Neben dem Neuen Archiv, das die Archivalien des 1803 gegründeten Kantons Aargau umfasst, besitzt das Staatsarchiv in Aarau weitere wertvolle Aktenbestände. Im Alten Archiv sind Materialien unterschiedlicher Provenienz vereinigt, da der Aargau bis 1798 zu drei unterschiedlichen Herrschaftsgebieten gehörte: Das Fricktal war Teil des habsburgischen Vorderösterreich, die Freien Ämter sowie die Grafschaft Baden wurden von mehreren eidgenössischen Ständen im Turnus regiert, und der Unteraargau war bernisches Untertanenland. So lagern im Alten Archiv auch bernische Archivalien, die das Berner Staatsarchiv bis 1937 in mehreren Tranchen dem Aargauer Archiv übergab. Ganz entflechten liessen sich die Aktenbestände jedoch nicht: Wer sich mit aargauischer Geschichte des Mittelalters und der frühen Neuzeit beschäftigt, muss sowohl in Aarau als auch in Bern das Archiv besuchen.

Neben staatlichen Archivalien besitzt das Aargauer Staatsarchiv private Bestände von Einzelpersonen, Vereinen und Firmen sowie die grafische Sammlung des Kantons. Ein Überblick der Autorin und ein kurzer Text von Dominik Sauerländer über Firmenarchive vermitteln dazu Hintergrundinformationen. Im Anhang listet die Autorin die Leiter des Staatsarchivs seit 1803, Findmittel und weiterführende Literatur auf. Sehr nützlich ist zudem ein kurzer Abschnitt über die Archivlandschaft des Aargaus. Hier findet man die wichtigsten Informationen über Stadtarchive und weitere bedeutende Archive im Kantonsgebiet.

Die vierfarbig illustrierte Publikation ist ein gutes Hilfsmittel, das die Benutzung der aargauischen Archive erleichtert. Mit dem Titel «Vom Pergament zum Chip» unterstreicht die Autorin, dass Archive im Wandel sind und sich mit neuen Technologien auseinandersetzen. Das Buch ist nicht nur ein Grundlagenwerk für Geschichtsforschende, sondern richtet sich dank seiner attraktiven Aufmachung auch

an eine breitere Nutzerschaft. Der Autorin gelingt es, dem Klischee von Archiven als verstaubten Institutionen entgegenzuwirken.

Christian Lüthi

Schmutz, Heinz: *Die Feuerspritzenbauer. Die Geschichte der Firma Schenk, Worblaufen, 1817–1957*. Thun: Ott Verlag, 2003. 144 S., ill. ISBN 3-7225-6348-8.

Der Autor kam durch Zufall «auf die Schenks». Er war seit 1987 Wegmeister der Gemeinde Bolligen und gleichzeitig einer der Materialverwalter der Feuerwehr. So entdeckte er im alten Spritzenhäuschen die Schenksche Handdruckspritze von 1878. Später fand sich im Magazin Bantigen eine Schenk-Motorspritze von 1929. Der Gegenstand packte ihn, und er begann mit Kollegen die Restaurierung der Objekte und den Aufbau eines kleinen Museums. Im Selbststudium eignete sich Schmutz ein beeindruckendes Wissen über die Entwicklung von Feuerspritzen und insbesondere über die Firma Schenk in Worblaufen an, die wichtigste Feuerspritzenbauerin des Kantons Bern. Das Resultat ist dieser ausgezeichnete Band. Exemplarisch traten dabei die Schwierigkeiten zutage, die der Beschäftigung mit Industriegeschichte heute entgegenstehen. Ferdinand Hermann Schenk (1893–1969), der letzte Inhaber der Firma, verkaufte diese 1957 an die neugegründete Contrafeu in Münsingen. Diese wurde von der Securitron in Zollikofen übernommen. Der Feuerspritzenbau wurde ausgegliedert und an die Firma Hauser in Wiedlisbach verkauft. Bei diesen Transaktionen ging ein guter Teil des Archivmaterials verloren. Der Rest erlitt durch einen Wasserschaden eine weitere Einbusse. Schmutz konnte ab 1991/92 verdienstvollerweise die Reste sichern und auswerten.

Am Anfang der Geschichte stehen die Brüder Schenk aus Signau, der «Mechanikus» Christian (1781–1834) und der «Physikus» Ulrich (1786–1845). Der unermüdliche Erfindergeist Christian baute neben Spinnmaschinen und optischen Instrumenten auch die ersten Modelle der revolutionären Saugspritze, die das Füllen des Pumpenkastens mit Eimern überflüssig machten. Da Schenks Genie sich nicht aufs Wirtschaftliche erstreckte, überliess er schliesslich die Geschäftsführung seinem Bruder Ulrich, dessen Spezialität der Bau von Präzisionstheodoliten war. Als er auch in den Feuerspritzenbau einstieg, wurden die Brüder direkte Konkurrenten. 1817 verselbständigte sich Ulrich. Damit begann die wechselvolle Geschichte der Firma, die über weitere drei Generationen – Ferdinand Ulrich (1813–1884), Ferdinand Karl Niklaus (1852–1944), die Brüder Ferdinand Hermann (1893–1969) und Paul Ferdinand (1894–1963) – bis 1957 dauerte. Die Firmengeschichte ist kennnisreich eingebettet in weitere Kapitel über die Entwicklung von Handdruck- und Kreiselpumpen, über die Motoren- und Getriebelieferanten, die Schenk-Patente sowie die Produkte der Firma (Drehleitern, Feuerwehrautos, Motorspritzen). Dazu kommt eine anschauliche Schilderung von Andreas Nägeli über die Worblaufener Werkstätten und ausgezeichnetes Bildmaterial. Man liest das Buch mit Interesse und Vergnügen und ärgert sich ob des Versagens von Redaktion und Lektorat im Ott Verlag. Es gibt gewisse anerkannte Grundsätze, wie man ein Literaturverzeichnis anlegt, etwa das Prinzip der alphabetischen Reihenfolge. Das gilt auch für ein Personenregister und für Abbildungs- und Quellennachweise, auf die gleich verzichtet wird. Schade.

Christoph Zürcher

Maurer, Ursula; Wolf, Daniel: Thun. In: INSA, Inventar der neueren Schweizer Architektur 1850–1920. Bd. 9: Sion, Solothurn, Stans, Thun, Vevey. Bern: Gesellschaft für schweizerische Kunstgeschichte, 2003, S. 296–421. ill.

Aus alphabetischen Gründen teilt sich Thun mit Sion, Solothurn, Stans und Vevey den neunten und letzten Band des Inventars der neueren Schweizer Architektur. Querverweise zu Geschichte und Architektur der fünf Städte erscheinen lediglich kurz im Vorwort, die Beiträge selber sind in sich geschlossen. Doch es gäbe durchaus einige Bezugspunkte zwischen den fünf Orten. Wie Solothurn und Sitten, aber wie manche weitere Stadt auch, sprengte Thun erst im 19. Jahrhundert die mittelalterlichen Stadtgrenzen. Wie Vevey liegt Thun an einem See und brachte damit gute Voraussetzungen mit für den Tourismus, dessen Anfänge in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts liegen. In beiden Städten entstanden Tourismusbauten, die das Stadtbild prägen. Auch Stans bot einiges für die Fremden: Bis ins 20. Jahrhundert verkaufte sich das Dorf trotz fehlender Höhenlage als Luftkurort; ab Ende des 19. Jahrhunderts war der Hausberg, das Stanserhorn, mit einer Bahn erreichbar. Ein vergleichender Blick auf die Entwicklung der Industrie von Solothurn, Thun und Vevey wäre ebenfalls spannend.

Der Beitrag über Thun ist aufgebaut wie im INSA üblich: Die Zeittafel bietet einen ersten Überblick über die Geschichte der Stadt im Zeitraum von 1798 bis 1932. Es folgen die statistischen Angaben zu Gemeindegebiet und Bevölkerungsentwicklung sowie Kürzestbiografien zu gut 70 Persönlichkeiten, die im behandelten Zeitraum in Thun eine wichtige Rolle spielten. Dabei fällt auf, dass hier lediglich eine einzige Frau erwähnt wird, Fanny Itten-Michel, die eine Pension führte. Anschliessend werden die Gemeinderatspräsidenten (ab 1919 Stadtpräsidenten), die Präsidenten der wichtigsten städtischen Kommissionen, die Bauinspektoren und die Vorsteher der städtischen Werke aufgelistet.

Das zweite Kapitel, das die Siedlungsentwicklung beschreibt, bietet knapp, aber fundiert und gut lesbar einen Überblick über die Thuner Stadtentwicklung im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Von grosser Bedeutung war für die Stadt Thun das Militär, das hier ab 1819 einen Waffenplatz mit baulicher Infrastruktur einrichtete. Die industrielle Entwicklung der Stadt Thun steht teils in engem Zusammenhang mit dem Militär. Einerseits entstand ab 1861 mit den Eidgenössischen Rüstungsbetrieben ein Industriekomplex mit dem Bund als Arbeitgeber, andererseits richteten auch private Firmen ihre Produktepalette auf das Militär als sicheren Abnehmer aus. So förderte zum Beispiel das Militär, das von Importen unabhängig werden wollte, 1895 die Gründung der Selve, die schon bald zum grössten privaten industriellen Betrieb der Stadt avancierte.

Ebenfalls wichtig für Thun war der Fremdenverkehr, für den ab den 1830er-Jahren Hotels entstanden. Der erste Baedeker erwähnte 1844 das am Aarebecken gelegene «Bellevue» der Familie Knechtenhofer als eines der besten Hotels der Welt. Die Eisenbahn erreichte Thun 1859. Der Standort des Bahnhofs bot Anlass für jahrelangen Streit, war es doch ein Anliegen der Behörden, den Hauptverkehr aus wirtschaftlichen Gründen möglichst nahe an die Innenstadt zu führen. Der erste Bahnhof kam deshalb bei der Allmendbrücke am unteren Stadtende zu stehen. Die Eisenbahn brachte schon bald einen baulichen Aufschwung; in Bahnhofsnähe entstanden Wohn-, Gewerbe- und Industriequartiere sowie Hotels. Für Reisende, die von der Bahn auf das Schiff umsteigen wollten, war der Bahnhof ungünstig gelegen, mussten sie doch die Innenstadt bis zur Schiffsländte am Freienhof durchqueren.

Die Verlängerung der Bahnlinie nach Scherzligen entschärfe die Situation: 1863 wurde der Bahnhof Scherzligen für den Personenverkehr geöffnet, gleichzeitig nahm die unmittelbar daneben gelegene Dampfschiffstation den Betrieb auf. Ab 1893 führte die Eisenbahn weiter ins Oberland, Thun musste seine Verkehrssituation neu überdenken. Wieder folgten jahrelange Auseinandersetzungen, die 1923 mit der Eröffnung des Bahnhofs am heutigen Standort und dem Bau des Schiffskanals von 1924 endeten.

Die Autoren gehen auch auf Entstehung der städtischen Werke und auf die verschiedenen Industriebetriebe der Stadt ein und beschreiben die Entwicklung der verschiedenen Quartiere. Das dritte Kapitel bietet Übersichtspläne und enthält das eigentliche Inventar, das die Bautätigkeit in Thun zwischen 1850 und 1920 erfasst, aber auch die wichtigsten Bauten der 1830er- und 1840er-Jahre sowie der 1920er-Jahre erwähnt.

Für Historikerinnen und Historiker stellt der INSA-Beitrag über Thun eine Grundlagenlektüre dar, ist er doch das einzige Werk, das sich wissenschaftlich fundiert mit der neuern Geschichte dieser Stadt auseinandersetzt. Naturgemäß haben Ursula Maurer und Daniel Wolf vor allem die Stadtplanung und die bauliche Entwicklung aufgearbeitet, dabei aber auch die Geschichte von Gewerbe und Industrie sowie der Stadtverwaltung gestreift. Wer jedoch mehr darüber wissen möchte, wer sich in die Geschichte von Politik, Gemeindeorganisation, Bildung oder Kultur vertiefen möchte, muss sich vorläufig mit Peter Küffers Buch «Thun; Geschichtliche Zusammenfassung von einst bis heute» von 1981 begnügen, einem Werk, das auf Fussnoten und Quellenangaben verzichtet. Eine moderne Thuner Stadtgeschichte wäre wünschenswert und notwendig, steht aber noch aus.

Anna Bähler